Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich — Halle a. S., den 11. Januar — 1921 / Nr. 8

Der Klostermüller.

Eine Erzählung

von

Karl Neurath.

(Nachdruck verboten.)

Der Klostermüller saß auf der Bank hinter seinem Haus, verborgen fast von den blühenden Holunderstauden, hatte den Kopf an einen Stamm gelehnt und sah nachdenklich in die sonnigsliche Weite. Vor ihm in farbigem Gewirr blühten die Wiesen bis nahhin zum Rhein, der in der Morgensonne wie ein lodernder Feuerstrom über den Hochwasserdamm herüber funkelte, und dahinter stand der Taunus, fern und grau wie eine Wetterwand, die sich stromab und stromauf allmählich im Frühdunst verloren.

Die Stille des Sonntags lag friedsam über dem Feld. Kaum ein harter Laut war in der Luft, die sachte über die Gräser strich und sommerlicher Düfte voll war. Nur das Mühlwasser lärmte und ging schäumend über das verwitterte Rad, das unbeweglich in den Angeln stand und unter dem Ansturm der flutenden Wasser nur leise schütterte.

Sonntags mußte das Rad stehen, anders tat es der Klostermüller nicht, wenn sich auch die Arbeit noch so sehr häufte; so war es Brauch gewesen in seiner Familie durch viele Jahre, und so hielt auch er es trotz allen Gespöttes.

Wer sechs Tage sein Werk getan hat, der muß auch einen Tag haben, wo er rasten kann! hatte der Christof Wehrum vor Jahren und Jahrzehnten einmal gesagt, und Söhne und Enkel hatten festgehalten an seinem Spruch. Der Mensch war nicht nur auf der Welt, um zu arbeiten; und die Mühle, die war den Wehrums allezeit wie ein Mensch gewesen, ja mehr vielleicht noch. Die Müller starben samt Weib und Kind, die Mühle aber stand und tat ihr Werk in Not und Glück. Stein saß auf Stein festgefügt noch und gebunden wie einst; kerzengerade noch stand der Giebel wie vor hundert und mehr Jahren; das ganze Haus noch stattlich und wuchtig wie eine Ritterburg. Durch Menschenalter hatte es so gestanden, unverändert, und es stand noch lange.

Behaglich dehnte sich der Müller und ließ den Blick zufrieden über seinem Eigentum schweifen.

Das alles war sein; in harter Arbeit erworben und erhalten. Ein starker Stolz erfüllte ihn.

Wie ein Fürst saß er da auf seinem Gut, unabhängig und frei, nur sich selbst verantwortlich. Und all ihr Lebtag, so lang man denken konnte überhaupt, hatten die Wehrums hier gesessen. Jahrhunderte hindurch waren sie den Mainzer Karmelitern zinspflichtig gewesen, aber als Napoleon die geistlichen Güter aufgehoben und das welsche Recht verordnet hatte, waren sie freie Bauern geworden, stolze Herren auf eigenem Boden, nicht geringer, als vordem die Hunderte der souveränen Landesherren und Reichsritter.

Die Zeiten waren glücklich vorbei.

Der Bauer war kein Stück Vieh mehr; Zehend und Fron waren abgeschafft; keiner brauchte Kraft und Zeit dem Lehnsherrn zu opfern, jeder durfte für sich selbst arbeiten, und einer galt vor dem Gesetz soviel als der andere und konnte was erreichen, wenn er ein Kerl war und was erreichen wollte.

Der Müller redete sich.

Und er hatte gewollt und hatte geschafft wie einer und hatte seinen Besitz um ein gut Stück vermehrt. Die Klostermühle stand sicher; im ganzen Land war keine zweite wie die. Wenn er die Augen einmal zutat, dann blieb seinen beiden Buben ein schönes Stück Erde, mehr als er einmal ererbt hatte. Wo sie wollten, konnten sie einmal freie Wahl halten, rheinauf und rheinab; nirgends würde man sie abweisen. Und wo waren auch noch so zwei Kerle wie sie?

Des Müllers Augen leuchteten hell unter den buschigen Augenbrauen und gingen freudig über Wiesen und Felder bis nahhin zum Strom, der langsam trieb. Ein weißer Dampfer glitt rasch zu Tal; grell funkelte er in der Sonne, und der rote Wimpel brannte wie eine frische Wunde auf dem saftblauen Frühhimmel. Er sah ihn gleiten und verfolgte ihn mit den Blicken bis er verschwunden war und nur noch eine graue Rauchfahne über den Wasser stand.

Früher, da wäre er auch gern hinausgezogen in die Welt, um etwas zu sehen, um etwas zu erleben, aber die Großmutter hatte ihn gehalten mit starken Armen und starker Liebe. Sie hatte schon einmal zwei Söhne in die Fremde schicken müssen, unter Napoleons Fahnen nach Rußland, und beide hatten die Anhänglichkeit an den großen Kaiser teuer bezahlt. Sein Vater mit einem Fuß, der ihm vor Wilna erfroren war, als die hessischen Bataillone den Rückzug decken mußten, sein Onkel mit einem langen Siechtum, das er aus der Beresina mitgebracht hatte. Aber sie waren stolz auf ihren Kaiser und stolz auf ihre Kriegszüge und auf ihre Narben. Nie konnten sie genug von ihren Erlebnissen berichten und trieben mit der Erinnerung an Napoleon einen förmlichen Kult. Keine größere Freude hatten die beiden Männer, als wenn sie am Allerseelentag in ihren alten Uniformen Wache hielten an dem Denkstein ihrer gefallenen Kameraden. Das war ein Feiertag für sie wie kein zweiter im ganzen Jahr.

Er konnte sich noch gut erinnern, wie sie schon tagelang vorher putzten und säuberten und das ganze Haus auf den Kopf stellten. Beinah Angst hatte er vor ihnen gehabt, wenn sie in ihren weiten Mänteln und den verdellerten Dreimastern langsam und gravitätisch dahinschritten. Wie geheimnisvolle Schattengestalten hatten sie ausgesehen in dem wogenden Novembernebel, der brauend über den dunklen Kreuzen lag. Ueber die vielen Kerzen auf den Gräbern breitete er einen trüben Schleier, in dem die dünnen Flämmchen fahl und gespenstig zuckten!

Noch jetzt fühlte er das Grauen, das ihm damals immer über den Rücken gelaufen war, wenn er mit angstvoll neugierigen Augen durch das Gittertor des Kirchhofs nach den beiden Männern geblickt und sich nicht hinein getraut hatte.

War das eine Zeit gewesen! Ja! Junglein ist doch das schönste auf der Welt!

Er lehnte den gebräunten Kopf mit den kurzen, grauen Locken an den Holunderstamm und blickte sinnenden Auges durch das duftende Gezweig in den silberblauen Himmelsglanz. Aber auch so war es schön auf der Welt! Auch wenn man älter und alt wurde. Der gute Herrgott schenkte ja soviel Freude, so viel Glück.

Er schloß die lichtmüden Augen und sann lächelnden Mundes. Er sah die hohe Gestalt seines Vaters in der bunten Uniform, mit dem frischen, vollen Gesicht und dem heiteren Blick, daneben den hageren, von Krankheit gebeugten Oheim mit den eingefallenen Wangen und den hohlen, glänzenden Augen . . . er sah, wie sie an dem schweren Eichentische saßen und ihre Uniform putzten, daß die Knöpfe blinkten wie reines Gold . . . Er hörte sie gehen und reden . . . Er mußte daran denken, wie man sie damals halb spöttisch, halb achtungsvoll die Franzosenmüller genannt hatte, wie der Name dann allmählich an Klang und Ansehen gewann, weit über die Gemarkung hinaus Hochachtung und Schätzung genoß und schließlich ihm samt der Mühle vererbt wurde. Wenn er so sein Leben bedachte, so war es ein Glück und viel, viel Segen gewesen. Er hatte geschafft und geschanzt, früh und spät, und Gott war dem Werk seiner Hände gnädig gewesen Stunde um Stunde.

Vom Dorf kamen Glockentöne herüber, und er faltete dankbar die Hände und betete.

Plötzlich horchte er auf. Fernher klang es wie Jubeln und Schreien; lauter und gellender schrien die Glocken.

Das war Sturm! — Für die Kirche konnte es ja auch noch garnicht sein, fiel ihm in den Sinn. Er sah sich gespannt um in der Runde, aber er sah keinen Feuerschein, nirgends.

Er trat an das Hoftor. Auch seine Frau und das Gesinde, teilweise schon fast fertig zum Kirchgang, drängten herzu und tuschelten fragend und meinend.

Das Geschrei im Dorf schwoll an.

Schreckvoll sahen die Mägde einander an, gespannt die Knechte.

„Wenn das Krieg wär'!" bemerkte einer.

Die Weiber schrien auf und bekreuzten sich. Der Müller wiegte bedenklich den Kopf.

„Unsinn!" knurrte er zwischen den Zähnen, aber seine Lippen bebten.

Da klangen rasche Hufschläge heran und gleich darauf kam der Gendarm Fitzinger auf schweißigem Gaul den Fahrweg herausgesprengt. Der Staub flog in wallenden Wolken um ihn her.

„Mobil!" rief er schon von weitem, und die Weiber kreischten entsetzt. Der Klostermüller aber verfärbte sich und bewahrte nur mühsam das Gleichgewicht. Es war ihm, als ob er einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte.

„Krieg?" stammelte er unsicher. „Wirklich Krieg? Haben die Franzosen also doch keine Ruhe gegeben? Und wir Hessen marschieren mit?"

„Jawohl, mit gegen Frankreich!" antwortete der Landjäger, der sein keuchendes Pferd kaum im Lauf zu hemmen vermochte.

„O Gott! Unsere zwei Buben!" jammerte die Müllerin.

„Aber, wer wird da denn weinen, Frau Wehrum? Wir verhauen die Kerle, daß die Schwarte kracht! Seid froh, daß Ihr schon zwei Buben habt, die mit können. Wenn sich's machen läßt, reit ich trotz meiner fünfzig noch mit hinaus. Mein Wilhelm stellt sich heut noch freiwillig bei den Mainzer Dragonern; ein nobles Regiment mit seinen rosanen Kragen. Und gebt mal acht, wie rasch wir mit der Dreckbande fertig sind. Und immer Kopf hoch! 'n Morgen!"

Er nahm seinen Braunen, der mit schlagenden Flanken schnaufend und zitternd gestanden hatte, fester zwischen die Schenkel und jagte weiter.

Totenstill war's am Hoftor, und bange Augen hingen an der Gestalt des in Staubwolken entschwindenden Reiters, als ob sie sich vergewissern wollten, daß nicht alles nur ein trügerischer Spuk, ein böser Geist gewesen wäre.

Als er in Staub und Ferne den Blicken entrückt war, atmete der Müller schwer auf und führte seine Frau, die mit verstörtem Gesicht leise vor sich hinweinte, behutsam in das Haus und bettete sie auf das breite Ledersofa. Hier lag sie mit geschlossenen Augen und harrte in fieberhafter Spannung auf ihre beiden Buben, die einen Frühgang nach den Weingärten machten.

Wehrum saß niedergeschlagen neben ihr am Tisch, hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte grübelnd vor sich hin. Noch vermochte er kaum das grausame Verhängnis zu fassen, das ihn so plötzlich aus seinen glückvollen Träumen in die entsetzliche Wirklichkeit gestürzt hatte und ihm alle Freiheit seines Willens nahm.

Wehrum war nicht mehr der unabhängige stolze Herr, er war nicht mehr der freie, nur sich selbst verantwortliche Mann, er war nun wie jeder Knecht und jeder Tagelöhner einem harten, unbarmherzigen Muß unterworfen, gegen das er nicht ankämpfen konnte, gegen das er ganz ohnmächtig war. Sein Ansehen, sein Reichtum, seine Macht, das war alles nichts mehr, vermochte garnichts gegen dieses Schicksal, das hundertausend andere traf wie ihn, das unerbittlich und gleichmütig das liebste von ihm forderte, was er auf Erden besaß. Seine Buben, sein Alles, sein Einziges sollte er einfach hingeben, sollte er zum Opfer bringen. Für wen? Für was? Das Vaterland? Was war ihm das Vaterland? Was hatte er davon? War ihm nicht seine abgegrenzte Welt hier genug? Was ging ihn das Vaterland, was ging ihn der König von Preußen an? Was der Franzosenkaiser? Mochten die beiden doch unter sich ausmachen, was sie miteinander hatten. Warum die Völker aufeinander hetzen? Aber daran war niemand anders schuld als dieser Bismark, von dem jetzt immer so viel die Rede war. Das war dem sein Werk, wie es auch der Krieg 66 gewesen war. Der wollte aus dem preußischen Staat ein Kaiserreich machen; dem ließ sein Junkerübermut keine Ruhe bis er seine Absichten mit Gewalt durchgesetzt hatte. Nun riß der Kerl alle ins Verderben, und niemand hatte einen Vorteil davon, als nur der Kartätschenprinz, dieser König von Preußen, und vielleicht seine Handelsjuden.

(Fortsetzung folgt.)

Im Glashaus.

Von

Richard Rieß.

(Nachdruck verboten.)

Ich sitze nicht im Glashaus und ich habe überhaupt von Sternheim genug gelernt, um — nicht nur in der Literatur, nein, auch im Leben den Aufenthalt in „Bildern", sei es auch nur in Bildern der Sprache, für meine Person ergebenst, aber nachdrücklich abzulehnen. Und wenn ich nach dieser Einleitung erkläre, daß ich mich doch mal im Glashause befunden habe, dann bleiben für den Leser und seine Frau nur zwei Möglichkeiten, über meinen (zeitweiligen) Aufenthaltsort einen Augenblick lang im unklaren zu sein. Ich bekenne nun, daß ich mich keineswegs im Winterhause des Botanischen Gartens befunden habe, und so wird es in allen Gehirnen allmählich dämmern: Es handelt sich bei diesem Artikel um die Erlebnisse des Verfassers in einem Filmstall.

Mensch und Mitmensch, du gehst, wie ich dich kenne, allwöchentlich (oder gar allabendlich?) in den Kintopp. Die ganze Skala menschlicher Empfindung wird hier allwöchentlich (oder allabendlich?) gegen dich los gelassen, und dein eigenes (Mit-) Empfinden durchmißt die ganze Skala behördlich erlaubter (in sehr ausgeschnittenen Gesellschaftsszenen der Salons oder der fals „echt" gedachten) Aufklärungs-Bordellchen auch unerlaubter) Gefühle. Und du gehst heim, erschüttert, beklommen, erheitert oder tiefgesinnt, jedenfalls aber in dem Bewußtsein, sozusagen den Nabel erschaut zu haben, mit dem — alle Menschlichkeit und jede irdische Leidenschaft mit dem Kosmos ehedem verbunden gewesen ist! Und dann — eines regnerischen Vormittags betrittst du ein Filmatelier, kurz vor der Kurbelung. Du gehst in die Garderobe, in die der Herren natürlich, und da gerade niemand aufpaßt, auch in die, in der die Damen sich schminken. Und du siehst — — Masken, geschminkte Larven mit angeklebten Lehmnasen, mit karminvollen Augen und schwärzlichen Charakterstrichen. Und die rosigen Wangen der Frauen, die uns sonst sagen sollen, was sich schicke, sind diesmal weiß gestrichen, gepudert, leuchtend wie die Wangen der Priesterinnen, die sich, beim Feste des Sonnengottes mit dem Nesthauschleime des Eisvogels zu betupfen pflegten. Und du denkst dir den Schrei: Einen Menschen! Einen Menschen! Zehn Meter Filmband für einen Menschen! Du tritttst an die Brüstung der Garderobenloge und hängst in den Saal, in das „Atelier" hinab. Da siehst du Menschen. Sie tragen ehedem weiß gewesene Kittel und tragen in ähnlich gefärbten Händen Sessel, schönes Papierobst und eine Schreibtischgarnitur aus echthölzernem Marmor. Und du denkst dann, wie sehr du erst gestern die Herrschaftspracht im „Salon des Grafen von Hellborn" (Originalfilmdrama in 7 erschütternden Riesenakten!) bewundert hast! Und dann fällt dein Blick auf lange und breite Gestelle, auf denen die schönsten Seiten des „Lindauer Tageblattes" und des „Boten von Niederhuppig" säuberlich aufgeklebt sind. Solltest du aber, phantasiebegabt, glauben, es handle sich hier um ein praktikables Zeitungsarchiv, so bitte ich dich, dir diese Stände einmal von vorne zu besehen, und — du wirst dich alsbald in den kostbaren drei Wänden des gräflichen Speisesaales befinden.

Filmgast, der du dich jetzt schon höchst überflüssig fühlst, der du zwischen den Zimmern des Grafenschlosses, einem ärmlichen, doppeltbettigen Schlafraum und einer Hotelhalle wanderst, Stromleitungsdrähte überquerend, dich zwischen Säulen drängend und, hier oder da, über eine tadellos alt angestrichene Bauernbank stolpernd, Film- und Kurbelgast, du kommst dir eine Zeitlang noch viel überflüssiger vor. Du siehst, wie andere Leute arbeiten. Arbeiten! Nicht Filmen! Sie schleppen und bauen auf. Ein hochelegantes Zimmer, der Empfangs- und Speisesaal des Barons, steht bald fertig vor dir. Dort, wo in andern Salons die Decke ist, befindet sich eine Schnur, an der elektrische Lampen hängen. Der Tisch ist gedeckt. Unter dem gelben Tuche befinden sich die Spieleinzeichnungen für das Baccarat. Denn ebenso wie in jedem besseren „Spielfilm" dieser gesegneten Zeit eine (und sei es auch nur eine winzig kleine) Freudenhausszene gedreht wird, ebenso gehört zum Vergnügen des heutigen Kinobesuchers ein Batbild! Ob der Zigeunerfilm, dessen zweiten Atelertag ich miterlebe, eine Ausnahme von der Spielregel macht, das weiß ich nicht. Ich habe nämlich nicht die leiseste Ahnung vom Inhalt dieses Films . . . auch nachdem ich, die elf Bilder, die das heutige Programm bildet, gesehen habe. Filmaufnahmen werden nämlich nicht der Reihe, sondern der Dekoration nach gemacht. Und wenn Bild 94 in diesellben Zimmer spielt wie Bild 14, dann wird es eben geradezu nach 14 aufgenommen. Eine Holzplatte mit der Nummer wird vor dem Bilde „gedreht", und es ist später die angenehme Aufgabe des Regisseurs, die Negative nach den Nummern zusammenzustellen. Der einzelne Darsteller hat natürlich kaum eine Ahnung von den Zusammenhängen — es sei denn, bestenfalls, er spiele eine der Hauptrollen und müsse einen Ueberblick haben. Der Regisseur sagt, vor jedem Bilde, was geschehen soll, und die Herrschaften haben das zu mimen und die geforderten Gemütsstimmungen nebst Uebergängen und Nuancen auszudrücken. Das Filmgeschäft ähnelt darin dem Kriegführen. Nur der Feldherr kennt Sinn und Ziel der Schlacht. Die einzelne Gruppe aber sieht nur ihre nächste Aufgabe. Und, wie im Kriege, passiert es oft, daß der Feldherr, der Regisseur, die Schlacht gewinnt, daß aber der Krieg trotzdem — verloren geht. Beim Filmgeschäft heißt das dann — Pleite! Ich klopfe, nachdem ich dies geschrieben habe, dreimal unter den Tisch, sage: Unberufen!, spucke (wenn auch nur markierend) dreimal hinter mich, und glaube nun, alle schlechten Geister gebannt und meiner Pflicht als Beschwörer der Krista-Gesellschaft gegenüber nachgekommen zu sein.

Der Aufbau ist fertig geworden. Herr Block, der Operateur, bringt seine Drehguillotine, mit der ihm eigenen Bierruhe, in Position und das Atelier füllt sich mit den zu aller Zufriedenheit bemalten Zigeunern, Fracherren und Balldamen. Der Regisseur tritt in Tätigkeit, und es beginnt — die Probe. Mit munteren Zurufen wird „Stimmung" gemacht —. „Und lachst du nicht willig, dann brauch ich Gewalt." Ich armer Mensch soll, weil gar nichts zu helfen scheint, schnell Witze

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210111025/fragment/page=0001

machen, und mir fällt nur der eine, der aus dem „Götz von Berlichingen," ein. Sie kennen ihn sicher. (Seine Pointe ist: „Wo viel Licht ist, ist viel Schatten.") Der Regisseur schwitzt. „Achtung: Aufnahme!" Die Lampen kreischen auf, der Operateur stellt sich in Pose, da . . . „Ja, wo ist denn unser Baron?" Der Baron hat sich für einen Augenblick empfohlen. Er muß sich Tropfen in die Augen spritzen. Er hat ein kleines Augenleiden. „Ausgerechnet bei meinem Film!", jammerte der Regisseur. Und als der Darsteller endlich zurückgekommen ist, da hat — die Sonne sich empfohlen, und da mit ihr gerechnet worden ist, kann man nicht im Schatten fechten. Einer der „Gäste", der in stolzester Frackschönheit an der Tafel sitzt, vertreibt sich die Zeit damit, einen der echten Aepfel des Tafelaufsatzes in eine befreundete Gegend zu befördern. Wer im Glashause sitzt, sollte aber nicht einmal mit Aepfeln werfen . . . Jedenfalls nicht, bevor die Aepfel gelurbelt sind.

Die Sonne kommt zurück. Es wird ernst. Man dreht die ganze, höchstelegante Höchstaristokratie (mit Frack von 40 bis 60 M.), man dreht den viel teureren Zigeunerüberfall, dreht alle Bilder der schönen, beinah echten und ganz wie echt wirkenden, Saaldekoration.

Und die Erde dreht sich inzwischen um die Sonne. Es ward Abend. Die Herrschaften schminken sich ab, sie erfüllen die „kleine Formalität" des Gagebolens und der Regisseur zählt befriedigt die „Meter", um die sein Zigeunerfilm der Erfüllung näher gekommen ist. . . .

Die Geißel der Menschheit

Von
Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

Der dicke Lagerhalter klopfte auf den Tisch: „Die Geißel der Menschheit ist der Darlehnsvorschußschwindel!" Dann klemmte er seine Pfeife in die linkeste Mundecke und laute zischen den Zähnen heraus, wer sei es denn, der die letzten Hoffnungen der ärmsten unserer Mitbürger noch betröge, indem er ihnen eine Oase in der Wüste vorgaukele, wer nehme denn dem um seine Existenz Kämpfenden die letzten Sparpfennige aus der Tasche und lasse ihn dann im Straßengraben verenden! Wenn der Darlehnsvorschußschwindel nicht wäre, meine Herren! appelierte er, „wäre vieles besser in der Welt."

„Na ja, schön!" brummte der Arzt dazwischen, „von einer eigentlichen Geißel können Sie aber doch nicht recht sprechen, während die Geschlechtskrankheiten, die Geschlechtskrankheiten, meine Herren! allerdings denn doch wohl mit diesem Namen behaftet zu werden verdienen! Millionen leiden unter diesem Uebel. Zu Hunderttausenden fenst der Tod die Geschlechtskranken, nachdem er sie nicht selten vorher gräßlich verstümmelt hat, hinweg. Wenn heute einer käme und uns ein absolut wirksames Mittel gegen die Geschlechtskrankheiten sagte, dann wären wir übermorgen erlöst. Die Geschlechtskrankheiten, meine Herren! sind die wahre Geißel der Menschheit!"

„Lieber Freund, die Geschlechtskrankheiten hin — die Geschlechtskrankheiten her: haben Sie Mut, einen Schritt weiter zu gehen: die Weiber überhaupt sind die Geißel der Menschheit!"

„Der männlichen natürlich nur" knaubelte der Arzt in seiner Zigarre.

„Die weibliche" fuhr der Apotheker fort, „gehört ja überhaupt nicht zu ihr. Gucken Sie in die Theater hinein, lesen Sie in den Romanen, sehen Sie das Leben selbst an: Die Weiber sind nichts als die Weiber sind die Geißel der Menschheit!"

„Und ich behaupte, daß es die Schundlektüre ist" warf der Verleger moderner Schriften ein. „Wodurch kommt denn unsere Verderbtheit auf allen Gebieten, wo durch geschieht es denn, daß wir auf ach! nur allzuniederer Kulturstufe noch stehen, die die Wurzel alles Unglücks ist! Durch die Schundlektüre und nochmals durch die Schundlektüre!"

„Unsinn," wurde ein junger Mann heftig, „die materialistische Geschichtsauffassung lehrt, daß alles Geschehene nur in den ökonomischen Bedingungen verankert ist, unter denen ein Volk lebt. Unsere Gesellschaftsordnung also ist die saufende Geißel!"

„Die Juden sind sie," brauste ein Teutone auf.

„Nein, aber die Unruhestifter, die Revoluzzer um jeden Preis!"

„Wollen Sie den Spielteufel übersehen?"

„Und nicht die Kriegshetzer vergessen?"

„Was die Examinantenprüfungen schon für Leid auf die Erde gebracht haben, ist Ihnen unbekannt?"

Als ein Stuhl zersplittert, zwei Biergläser umgeflogen waren und einer Blutungen am Kopf hatte, sagte einer, die blöde Streiterei sei die Geißel der Menschheit.

Worauf an diesem Abend zum ersten Mal eine gewisse Stille eintrat.

Alt-Frankfurt.

Von
Hans Gätzen.

(Nachdruck verboten.)

Im Goethehaus.

Ein paar Schritte abseits vom hastenden und lärmenden Treiben der Großstadt liegt eine stille Straße, der Große Hirschgraben. Aus Butzenscheiben schauen altbehäbige Häuser auf das Pflaster nieder, das noch nicht die Aalglätte des neuzeitlichen Asphalts kennt.

Alles atmet Ruhe und innere Vornehmheit.

Die Glocke schlägt an. Von Dir ab fällt das letzte Stäubchen der Gegenwart, Du bist ganz Andacht und Gefühl.

Du schreckest durch die niederen Räume in denen die Frau Rat schaltet und waltet. Du stehst am Schreibtisch, wo sie die Briefe schrieb an ihren Sohn, an die Fürstin in Weimar, Briefe voll Urwüchsigkeit, aus dem Herzen einer Frau geflossen, der an Größe der Seele nur wenige gleichstehen.

Die halbdunkle Küche, die an eine Goldmacherwerkstätte denken läßt, liegt vor dir, als sei Frau Rat noch eben gegangen. Nach oben, wo der Vater Goethes sein Reich hatte. In schlichtvornehmen Fächern stehen die Bücher umher, in die sich der Herr Rat vergrub, am Fenster sitzend, von wo er seine aus der Stadt heimkehrenden Kinder erblicken konnte. Sie wußten das bald und richteten es geschickt so ein, daß sie stets von der anderen Seite her dem Hause zustrebten.

In den Staatszimmern des ersten Stockes wird das Andenken des Königsleutnants Thorane, wird die Gestalt Karl Augusts von Weimar lebendig, die hier wohnten.

Unter dem Dache aber sind die Räume, in denen der Dichter selbst zu uns spricht. Zeichnungen von seiner Hand, ein von ihm gezimmertes Bücherbrett, Silhouetten seiner Lehrer und Freunde, von ihm geschnitten, sind in der Stube verteilt. Am Fenster steht der Schreibtisch, wo die Frühwerke entstanden.

Durch das breitspingelagerte Treppenhaus gelangen wir in den kleinen Hof. An der Pumpe, die von einem zierlich geschwungenen Dache überschattet ist, spielte der Knabe.

Alles ist hier Friede und Stille. Wir stehen versunken, und begreifen, daß an dieser Stätte ein Mann heranreifen konnte, still und stark, groß und gütig, dem Ewigen innig verbunden . . . . . .

Gang durch die Altstadt.

Bemooste Mauern, wehrhafte Türme und Zinnen aus verklungenen Jahrhunderten findest du in der Kaiserstadt am Main nicht mehr.

Aber Straßen und Gassen tun sich auf, in denen die versunkenen Zeiten gemächlichen Schrittes auf- und abwandeln. Da ist das Rapunzelgäßchen — ist nicht schon der Name voll heimlichen Zaubers? — mit einer Hängebrücke von der linken zur rechten Seite. Spitzweg scheint neben uns zu stehen und mit mildgütigem Lächeln auf das Gewirr der Häuschen, Höfe und Dächer zu schauen.

Der Metzgerschirm, ein seltsames Haus ohne Erdgeschoß, liegt dort drüben. Bald sechshundert Jahre steht das Haus, winkelig und zerbeult, in der Gasse und hat überdauert manchen, einst prunkenden Prachtbau.

Sitzt da drüben nicht Hans Sachs in seiner Werkstatt? Ein Schuster hockt am offenen Fenster zwischen Geranienstöcken. Ueber ihm im hölzernen Bauer hüpft ein Star von Stange zu Stange und läßt ab und zu im Takt des aufschlagenden Schusterhammers sein Lied in die Gasse klingen.

Auf dem kleinen Platze aber, um den die Häuser herumstehen, plätschert ein uralter Brunnen tagaus und tagein und erzählt von längstentschlafenen, selig verdämmernden Jahrhunderten. . . . . .

Im Dom.

Durch tiefblaue Fenster, deren Farbe an ferne Gebirge zur Dämmerstunde denken läßt, kommt tastend und scheu schwaches Licht in die gewaltigen Hallen des Doms. Ab und zu bricht ein Strahl durch die purpurnen Scheiben, die zwischen den blauen glühen.

Eine Kerze brennt vor einem Marienbilde und läßt die Spangen am Kleide der Gottesmutter erglänzen in seltsam mildem Goldschimmer.

Steinerne Heilige stehen im Dunkel, versunken in die Andacht des Raumes. Grabplatten, ins Gemäuer eingelassen, wuchten da und dort.

Eine Frau kniet in einer der Bänke und beugt das Haupt tief. Sonst ist niemand in der Kirche.

Durch die mächtigen Fenster des Mittelschiffes strömt plötzlich in fast körperhaften Fluten goldenes, gleißendes, tausendfältiges Licht. Ein Strahl trifft die Betende.

Sie schaut auf und jähe Freude steht auf ihrem Antlitz geschrieben.

Ein Ton, wie aus weiter, weiter Ferne kommend, erwacht im Raume und verweht . . .

Die Lampe der Ewigkeit glüht im Dome Gottes.

Mit leisen Schritten geht das Weib hinaus. . . . .

„Die Gezeichneten".

(Zur Erstaufführung von Franz Schrekers Oper in Berlin.)

Die Aufführung seiner Oper „Die Gezeichneten" durch die Berliner Staatsoper bringt Franz Schreker nunmehr die Bestätigung eines Bühnenerfolges, den bereits die bedeutendsten Theater Deutschlands festgestellt hatten, durch das prominentste Kunstinstitut unseres Landes. Die „Gezeichneten" gelten mit als das bedeutendste Werk Schrekers, das das künstlerische Profil seines Schöpfers widerspiegelt und eine prinzipielle Einstellung zu dem gesamten Kunstschaffen dieses romantischen Mystikers erfordert. Wie in allen dramatischen Werken Schrekers bildet das bühnenmäßige Geschehen nur das gegenständliche Symbol für das vergeistigte Ethos seiner Dichtung; in den Gezeichneten ist es der Schönheitstraum des verunstalteten schwärmerischen Krüppels Alviano, der sich in edler Resignation bescheidet, als er aus den Worten seiner glühend geliebten Carlotta vernimmt, daß ihr der Augenblick höchster Wonne infolge ihres Herzleidens wohl das Leben kosten könne und der dann sehen muß, daß sein Opfer vergeblich war, denn der brutale Zutritt eines Nebenbuhlers, des eleganten, kraftvollen Vitelozza Tamare, der die leidenschaftlichen Sinne der lebensdurstigen Künstlerin Carlotta zu entfachen und zu gewinnen weiß, zeigt ihm, daß ihrer beider Seelen nicht miteinander klangen und sein Traum reinster Liebe ausgeträumt ist. Das jähe Erwachen läßt ihn die ganze Tragik seines Lebens so grell empfinden, daß er in furchtbarer Enttäuschung den vermeintlichen Mörder seines Glückes niedersticht und völlig gebrochen von dem Sterbelager der Geliebten, die jedoch selbst im Tode nach Tamare verlangt und ihn, den Krüppel, voll Ekel von sich weist, wankt, um auf ewig in geistige Nacht zu versinken. Ein Stoff, der durch seine starken Kontraste und scharfe Charakterzeichnung gewaltige Schlagkraft in sich birgt. Doch Schreker, der sich selbst die Dichtung schrieb, ist zu sensitiv, zu sehr Lyriker, um mit unerbittlicher Konsequenz den dramatischen Knoten zu schützen, ihm sind die szenischen Vorgänge nur der Gradmesser für die seelischen Schwingungen des Gefühlslebens der ins Symbolische projezierten Personen. Schreker ist lyrischer Moralist, aber kein imponierender Dramatiker, denn die tiefere ideelle Gesamtdeutung hängt wie Bleigewichte an dem Handlungskomplex. Endlose Monologe voll dichterischer Schönheit und visionärer Phantastik bestechen, doch ihre ständige Typisierung erweckt allmählich in dem Hörer eine dumpfe Lethargie und lähmt das volle Verständnis dieser sich schwer manifestierenden Allegorie.

Die Musik läßt in ihrer sublimen Satzkunst leuchtende Farbenakkorde austönen und breitet Phantasiebilder voll seltener Eigenart und Ekstase vor uns auf. Doch so stark man auch den Nüancenreichtum dieser Kunst empfindet und ihr höheres geistiges Ziel, das nicht die steigernde oder illustrierende Untermalung des Szenischen erstrebt, sondern zum Symbol der Tragödie werden will, so wenig kann man sich der kompilatorischen Wirkung des Gesamteindruckes entziehen, da Gefühl und zergliederndes Verstand gleichzeitig am Werke sein müssen, um hinter den Dingen die tiefere Symbolik dieser Bühnenschöpfung im Sinne des Autors erschauen zu können. Die Aufführung des eminent schwierigen Werkes litt besonders unter dem Mangel szenischer Eindringlichkeit. Die von Prof. Pannkok besorgte Ausstattung unterstrich zu wenig die Bedeutung des Typischen. Es bleiben einzelne glücklich inspirierte Bilder von allzu reeller Gegenständlichkeit. Auch die Regie betonte den ideellen Gehalt der Geschehnisse zu wenig. Besonders der Bacchantenzug des letzten Aktes mit seinen hochspringenden Faunen glich mehr einer gestellten Kinoszene als einem Symbol leidenschaftlichen Sinnentrauches. Im Mittelpunkt der Darstellung stand Barbara Kemp. Sie gab der sensiblen Carlotta den ganzen Charm ihrer Persönlichkeit. Stimmlich hröckelte manches ab. Nur im zweiten Akt hielt auch die Sängerin der Schauspielerin stand. Joseph Mann legte die ganze Tragik des von Schicksal gezeichneten Alviano in seine Rolle hinein. Ergreifend war das furchtbare Erwachen des um sein Glück Betrogenen. Dr. Stiedry leistete als musikalischer Lenker schier Uebermenschliches. Wie er diese unerhört schwierige Partitur zu tönendem Leben zu erwecken wußte, war höchster Bewunderung wert. Ihm und denen in ihrer Rolle völlig aufgehenden Darstellern war nicht zum Geringsten der starke äußere Erfolg zu verdanken, der dem anwesenden Komponisten schon nach dem ersten Akt große Ovationen und zahlreiche Hervorrufe einbrachte.

Angenehmes Theaterpublikum.

Das berühmte Mitglied des Deutschen Theaters in Berlin, der bekannte Filmschauspieler Paul Wegener, hat kürzlich in Görlitz ein angenehmes Theaterpublikum kennen gelernt, wenn man den Mitteilungen des Schauspielers Hans Bergamy Glauben schenken darf, die dieser darüber in den Görlitzer Blättern macht.

Da stand ein Mensch, so schreibt er u. a., der uns sein ganzes Können offenbarte, ein Künstler, der uns die tiefste Tiefen seines Herzens und seiner Seele zeigte, der in kindlichen Glauben sein ganzes Empfinden vor uns ausbreitete, und wir glaubten, es müsse in allen Herzen eine stille Dankbarkeit ein vorsteigen für jedes seiner Worte. Doch wie enttäuscht waren wir, als wir sehen mußten, daß nicht einmal unserem großen Wegener und seiner hohen Kunst von einem Teil des Publikums die allergeringste und im Rahmen des Theaters schuldige Achtung entgegengebracht wurde.

Türen gehen geräuschvoll auf und zu, Stühle klappern, man tuschelt und brummt, ein junger Mann ruft laut seinem Freunde zu: „Pump mir mal dein Glas!" — Eine kräftige Stimme ertönt vor der Logentüre: „Ich habe mein Billett bezahlt, also kann ich auch rein." Der Schließer erwidert: „Sie müssen aber pünktlich kommen." „Das ist meine Sache." — „Bums!" es klappt die Tür. „Pst!" ruft das Publikum. — Totenstille. — — Da knattert ein Stuhl! — Mariechen Maier rückt mit jedem Satz, der auf der Bühne gesprochen ward, näher zu ihrem Fritz, bis sie hingeschmolzen an seinem Busen liegt; ob unter dem Eindruck der Vorgänge auf der Bühne, ob aus anderen Gefühlen heraus wollen wir dahingestellt sein lassen!! — Tiefe Stille! — Glochen läßt das Opernglas fallen! — „Pst!" — „Unglaublich!" — Frieda muß niesen. Karl husstet, Emil merkt plötzlich, daß er den Schnupfen hat und macht möglichst oft und recht geräuschvoll von seinem Taschentuch Gebrauch! — Klara langweilt sich und holt aus ihrer Tasche „Konfektersatz" — Butterbrot, schön verpackt in Pergament — es raschelt — möglichst lange!

Auf der Bühne steht ein Künstler, er kämpft mit Wahnsinn und Verzweiflung und redet sich die Seele aus dem Leibe.

Max versteht es falsch, oder besser gesagt, versteht es überhaupt nicht, und lacht: Ha, . . ., ha . . ., wiehernd, wie ein junges Pferd, — dreißig andere lachen mit, — warum sie es tun, wissen sie zwar nicht, aber sie lachen, — zehnmal — zwanzigmal, — sie lachen und lachen in und über ihre eigene Dummheit! Das Publikum zieht die Lacher nieder. Minna ist empört, — über das „Pst!" natürlich, und kommt im zweiten Akt zur Ueberzeugung, daß es im Kientopp doch lustiger ist.

Wie beklagenswert, daß durch solche Besucher das deutsche Theater auf die niedrigste Stufe herabgezogen wird, wie bedauerlich für das kunstverständige Publikum und wie schmerzlich für den Schauspieler, der mit allen Fasern seines Lebens an seinem Beruf hängt, daß die Kunst im deutschen Vaterlande so wenig geachtet ist.

Bunte Zeitung.

Kann man bis zum Monde schießen? Dieser Jules Vernesche Gedanke klingt allerdings nicht sehr wahrscheinlich. Nach englischen Forschungen jedoch, die neuerdings in der „Natur" besprochen werden, wäre die Beschießung des Mondes von der Erde aus keineswegs undenkbar. Die höchste Anfangsgeschwindigkeit der deutschen Geschütze betrug seinerzeit 1600 Meter pro Sekunde, d. h. mit anderen Worten, daß ein solches Geschoß, vorausgesetzt, daß es diese Geschwindigkeit beibehalten könnte, in einer Sekunde nicht weniger als 1600 Meter zurülegen und damit die Schnelligkeit des Schalles um das Fünffache übersteigen würde. Wäre es nun möglich, diese allerdings ohnehin schon nahezu unfaßbare Fluggeschwindigkeit noch fünfmal zu erhöhen, so könnte man mit einem derartigen Geschoß tatsächlich den Mond erreichen. Freilich würde ein Geschoß, das mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 8 Kilometer in der Sekunde flöge, wegen der Anziehungskraft der Erde den Erdball zunächst immer wieder umkreisen, wobei es seine Bahn etwa siebzehnmal im Tage durchfliegen würde. Könnte aber die Anziehungskraft der Erde durch eine auf's siebenfache erhöhte Anfangsgeschwindigkeit überwunden werden, so flöge das Geschoß ins Weltall hinaus, und in diesem Falle käme es wenigstens dann nie wieder zurück, während es bei der erstterwähnten Umkreisung der Erde nach Ablauf seiner Flugbahn infolge der Schwerkraft wieder auf den Erdboden zurückfiele.

Der Tanz als gesundheitsfördernder Sport. Der Balletmeister der Pariser Großen Oper preist in einer sachkundigen Studie über die wahre Kunst des Tanzes im „Matin" den nach den Regeln der Kunst ausgeführten Tanz als ein ideales Mittel der Lungenkräftigung. „Ein tanzendes Paar," schreibt der als Autorität geltende Sachverständige, „macht in der Minute 120 Tanzschritte. Bei normaler Atmungstätigkeit macht es in diesen 60 Sekunden 30 Atemzüge. Es gibt keine Turn- oder Sportübung, die ebenso geignet wäre, die Leistungsfähigkeit der Lungen zu erweitern und zu entwickeln und zu gleicher Zeit den Brustkorb auszudehnen und abzuhärten. Ein Tänzer, der sich auf die Kunst des Tanzens versteht, wird stets auf der Spitze des Fußes schweben, oder, richtiger gesagt, auf der Halbspitze der Füße. Der Absatz soll dabei den Fußboden berühren, ohne daß er sich dabei auf den Boden stellt. Das ist auch der Grund, weshalb die Absätze der Stiefel der tanzenden Damen nicht platt sein dürfen. So gut platte Absätze zum Marschieren sind, so ungeeignet sind sie zum Tanzen.

Literatur.

Die Leute aus dem Dreisatale. Von Gustav Schröer. Roman. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1920.

Josef Weinheber: Der Einsame Mensch. E. P. Tal & Co., Verlag, Leipzig, Wien, Zürich.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63. Fernruf 4520 u. 1630.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210111025/fragment/page=0002